

Berlin zu Jahrhundertbeginn

Autor(en): **Faesi, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **42 (1962-1963)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161378>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Berlin zu Jahrhundertbeginn

ROBERT FAESI

Berlin. Das hieß Großstadt, und damals, um 1903, die virulenteste, regste, geistig fortgeschrittenste Großstadt. Also für mich eine neue Welt, geradezu Gegensatz zu der meiner Herkunft, Sprung über ein Jahrhundert hinweg. Fortan blieb die Gegenwart der zweite Pol meiner Existenz, Gegenpol zur heimatlichen Überlieferung. Ich rückte ohne Affekte gegen Zürich aus, aber willig, ja durstig aufzunehmen, bedürftig, mich zu ergänzen.

Die Wahl der Universitätsstadt war die richtige für mich. Unsere angehenden Juristen zog es meist nach Leipzig — aber ich war ein abgehender Jurist; im stillen ein Abtrünniger, bereitete ich den beruflichen «Konfessionswechsel» auch formell dadurch vor, daß ich mich in der Philosophischen Fakultät immatrikulierte. Ich tat es mit der Begründung, mich mehr auf Nationalökonomie zu verlegen, die nicht wie in Zürich der Jurisprudenz angegliedert war. Ein diplomatisches Manöver, denn Nationalökonomie sollte — und so kam es auch heraus — nur so nebenherlaufen; zur Germanistik war ich entschlossen, und damit sich mein Vater damit abfände, brauchte es sanften Übergang und Zeit, ihn zu akklimatisieren.

Das Gelingen verdankte ich wohl ausgerechnet der Fürsprache eines Juristen. Es war Max Huber, dessen erstes Kolleg als Privatdozent — es machte ihm sichtlich noch Mühe — ich besucht hatte. Der noch junge Mann genoß in unseren Kreisen ungewöhnliches Ansehen und Vertrauen und hat denn ja auch alle auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllt. Es ist der nachmalige internationale Schiedsrichter im Haag und Vorsitzende des Schweizerischen Roten Kreuzes. Daß er mir durch seine Fürsprache den Weg zur Literatur bahnte, war ihm nach seinem eigenen Ausspruch bis ins Alter eine Genugtuung.

Obendrein versah er mich mit wirkungsvollen Empfehlungen an seine Berliner Bekannten, so an den Völkerrechtslehrer Professor Hübler, bei dem er glorreich doktoriert hatte und bei dem ich nun selbst meine letzte juristische Vorlesung hörte. Der junge Max Huber soll damals übrigens sein eignes Pferd und einen Diener gehalten haben und bei seinen Visiten zweispännig vorgefahren sein, was immerhin auch in Berlin einiges Aufsehen erregte. Da etwas von seinem Glanz auf mich abfiel, wurde ich bei Ordinarien und Geheimräten auch als schlichter Fußgänger, immerhin mit dem korrekten Gehrock angetan, zuvorkommend und warm aufgenommen. Daran erinnerte mich dieses lange, schwarze Habit recht angenehm noch jahrzehntelang, wenn ich es, bald nur noch zu Beerdigungen, aus dem nach Kampfer riechenden Schrank zog, bis es zuletzt auch ohne Weste wie eine Zwangsjacke beengte.

In den Hörsälen ließ ich die Volkswirtschaft der Autoritäten Wagner und Schmoller unbeteiligt an mir herablaufen; endlich war es das Wechselrecht, das mir das Recht zum Wechsel des Studiums zu geben schien. Ich vermehrte den Zulauf der drei auch als leibliche Erscheinung imposant wirkenden Größen Ulrich von Wilamowitz, Erich Schmidt und Heinrich Wölfflin, dem ich am meisten verdanke. Leider ließ ich mir Simmel und Dilthey entgehen, ganz einfach, weil ihr Name mir nie zu Gehör kam.

Von Erich Schmidt, der dem literarischen Zürich sehr zugetan war und mich freundlich empfangen hatte, blieb mir ein Ausspruch, den er allerdings nicht vom Lehrstuhl, sondern vom Tramwagen herunter tat, am tiefsten haften. Ich lief ihm, von Tennisspielerinnen begleitet, bei der Vorüberfahrt der Straßenbahn zufällig über den Weg. Wir tauschten ein paar Worte. Abschied winkend fügte er hinzu: «Wie jung Sie noch sind, wie jung!» Das pikierte mich. Denn welcher eben mündig Gewordene, besonders wenn man ihm wie mir ein, zwei Jahre weniger gäbe, möchte nicht lieber «Welch ein Mann Sie schon sind» hören. Aber mit dreißig verlor das Dictum seinen Stachel, und in seinem, Schmidts, Alter interpretierte ich es sogar schmeichelhaft: Wie beneidenswert jung Sie doch sind! Ein Sprichwort ist auch einmal auf den Kopf gestellt wahr: Was man im Alter wünscht, hatte man in der Jugend die Fülle.

Bei aller jugendlichen Entdeckerfreude hätte ich zu dieser neuen Welt nicht so leicht den Zugang gefunden ohne den Glücksfall, gleich an die geeignetste Einführerin zu geraten. Hatte ich einmal die ersten Fäden angesponnen, so verstand ich es, sie zum Netz zu erweitern. Diese ersten Fäden aber verdanke ich Helene Federn.

Sie war die Tochter des kinderreichen Ordinarius für Mathematik, Amandus Schwarz, der ehemals auch in Zürich doziert hatte und jetzt, zum Typus des professoralen, würdigen Weißbarts gealtert, im Grunewald wohnte, wo er auch Amtsvorsteher war. Mütterlicherseits hatte Helene einen Schuß vom Blut Felix Mendelssohns geerbt. Sie heiratete später den vielseitigen Journalisten, Essayisten und Novellisten Karl Federn, mit dem ich mich gleichfalls lebenslänglich befreundete. Ihre lebensbejahende Haltung überstand die Schwierigkeiten der Emigration nach Dänemark und London.

Sie war wie geschaffen, mich zu chaperonieren, gesellig, gefällig, unermüdetlich in natürlicher Hilfsbereitschaft, die Menschen miteinander in Beziehung zu setzen. Um fast ein Jahrsiebt und um die Weltstadterfahrung mir voraus, war sie mir in allem überlegen. Was hätte ich Besseres tun können, als mich ihrem Umgang, ihren Winken und Anregungen anzuvertrauen?

Und sie war gerade dort in ihrem Element, wo ich Fuß fassen wollte. In ihr selber stellte sich das Positive der «modernen» Haltung dar: vorurteilslose Aufgeschlossenheit, gutgelaunte Beschwingtheit, empfängliches Geltenlassen und Bewundernkönnen. Obendrein sorgte ihr leicht in Lachen sich äußernder Humor, auch ihre Natürlichkeit und Überlegenheit für das tunliche Gegenge-

wicht zum Enthusiasmus, das sie gegen kritiklose Übernahme des Exzentrischen und Sensationellen immun machte und die wunderlichen Erscheinungen ins rechte Maß rückte. Das half mir, den eignen Humor wie einen Scheinwerfer spielen zu lassen und Wesen von Unwesen zu unterscheiden, und dies um so eher, als meine angeborenen Instinkte mich vor restloser Hingabe und Gefangennahme durch neue, auch heftige Eindrücke schon damals bewahrten.

Helene Schwarz war eine Künstlernatur, und echt weiblicher Art gemäß setzte ihre Kunst beim Nächsten ein: bei der Freude, dem eignen Auftreten und Sichkleiden den ihr gemäßen Stil zu geben — «Eigenkleider», ja, aus Farben- und Formensinn erfinderisch, aber ohne Krampf und Auffälligkeit. Mit kunstgewerblichem Geschick und dekorativem Sinn gestaltete sie ihr Ambiente. Sie schneiderte, bastelte, sie verwandelte ihre Freundinnen und Schützlinge bei Kostümfesten in wirkungsvolle Figuren — mich etwa in einen chinesischen Raritätenhändler —, sie zauberte Papierblumen und Puppenstuben hervor, war aber auch eine geschickte Zeichnerin und Malerin, und ein Bändchen Gedichte, ein paar phantasiefrohe Märchen und Erzählungen glückten so nebenher.

Kein Wunder, daß sie allgemein beliebt war. Durch sie wurde ich in literarische und künstlerische Milieus eingeführt, gesellschaftsfähige und bohemeartige. Zu jenen gehörte zum Beispiel der literarische Salon von Frau Auguste Hauschner, wo ich zur Teestunde Gustav Landauer über Shakespeare vortragen hörte; er war antimarxistischer Sozialist, ließ sich aber in die Räteregierung in München hineinziehen und ging dabei 1919 zugrunde.

Eine Bekanntschaft ergab die andere. So oder so zusammengewürfelt traf man sich in Cafés, in Ateliers, improvisierte Landpartien und Ausflüge nach Hundekehle, den reizvollen Havelseen, der Pfaueninsel, Potsdam. Man hatte sich unter fremdartigen Wesen zurechtzufinden, angehenden Sängerinnen, lebenslustigen Schwedinnen. Ein Reiz mehr, erst herausfinden zu müssen, was sie trieben, wie sie sich tummelten oder durchschlugen, diese malenden, schreibenden, bildhauernden Weibchen, bei wem man eigentlich zu Gast war, welche die Freundin welcher war oder wen sie zum Freund hatte und wie eng sie jeweils zusammengehörten. Und es war dafür gesorgt, daß man sich auch wieder aus den Augen verlor und durch neue Erscheinungen flüchtig gefesselt wurde. Mit einer jedoch blieb ich zeitlebens befreundet, der Schriftstellerin und Novellistin Anselma Heine.

In der gemütlich überladenen Parterrewohnung eines Gartenhauses am Lützowplatz 3 hielt sie anspruchslos ihren Jour, auch etwa einen Kostümball ab, an dem sie selber, obgleich schon an die Fünfzig, sich als eine jener theatralisch aufgemachten kreolischen Schönheiten drapierte, wie sie damals noch als unentbehrlicher Schmuck auf Zigarrenschachteln sich und ihre Marke anpriesen. Ihre schon leicht angegrauten schwarzen Haare, die rundliche Fülle und die großen, dunkeln, exotisch glühenden Augen verdankte sie aber wohl

der jüdischen Aszendenz. Diese Augen waren leidend, ungewöhnlich kurzsichtig, was sie aber nicht hinderte, alles vermöge ihrer Einfühlungsgabe richtig wahrzunehmen. Zu dem leidenden Zug gehörte irgendwie die weiche, gleichsam suchende, gedehnte Sprechweise, in der sie sich ein wenig sentimental, gütig, vermittelnd, bemutternd, verständnisvoll zu äußern pflegte.

Berlin war für mich das Erlebnis jener Zeit des Jahrhundertbeginns, weit mehr als das eines geographischen oder historischen Raumes. Diese Großstadt saß als aufsässiger Fremdkörper im Staate Preußen, im Land Brandenburg. Mochten diese zwar Berlins sichernde Unterlage und fester Rahmen sein, so traten sie für mich wenig zutage, und die Beamten und Offiziere — untadelig korrekte, sogar höfliche Leute, die sich ebenso geradehielten wie Kiefern rings um das Häusermeer — färbten mein Großstadtbild nur tupfenweise mit Preußischblau, es sei denn, ein Wachtaufzug Unter den Linden oder eine Parade demonstrierten schneidig für Macht und Pracht.

War es ein sinnbildliches Omen, daß der Herr dieser Herrlichkeit einen verkrüppelten Arm unter der Uniform zu bergen verstand? Und trumpfte er deshalb um so lauter und forscher auf? In seiner Selbsterfülltheit und seinem ungehemmten Gehaben war er allerdings ein Exponent der Zeit — eher ein theatralischer Parvenu als ein würdiger Landesvater. Aber die Siegesallee war nur bei einem Trab durch den Tiergarten erträglich, und ihre ruhmredige Marmorverschwendung stand übel angeschrieben bei den Modernen, zu deren Lager ich mich rechnete. Ministerialrat Schmidt-Ott, dessen Frau aus Zürich stammte, hielt zwar seinem ehemaligen Kasseler Schulkameraden Wilhelm die Stange, aber seine Memoiren bestätigten nachträglich die Vermutung, daß er als preußischer Kunstreferent seine liebe Not mit dem allerhöchsten Allesbesserwisser hatte, der das Aufstrebende in Malerei und Literatur summarisch verabscheute.

Auch die «Zukunft» in Anführungszeichen hatte er gegen sich, jene bräunlichen Hefte meine ich, darin Maximilian Harden seiner Clique scharf zusetzte. An Eitelkeit und Selbstinszenierungskünsten, an apodiktischen Urteilen stand der Literat und Kulturwächter ihm freilich nicht nach, an Machtsucht wohl auch nicht, wenigstens war das mein Eindruck, als ich ihn Gift und Galle speien hörte.

Unter den Schrittmachern und Schildhaltern des Modernen waren auffällig viele Juden. Ihr Einfluß auf das Theater, das Schrifttum, die Presse schien mir ausschlaggebend zu sein. Und an der Universität ging mir die Bedeutung der Judenfrage auf.

Ich hatte das Kolleg von Ludwig Geiger über die Juden in der deutschen Literatur belegt. Belegt hatten es zwar viele, Juden und «Arier» — diesen Ausdruck glaube ich vor der Nazizeit übrigens kaum gehört zu haben —, in zwei etwa gleich starken Heerhaufen. Der eine scharrte, der andere trampelte — und umgekehrt. Zwar vermochte dieser unterirdische Krieg den in sein

Manuskript vergrabenen alten Gelehrten weder aus dem Konzept noch aus seiner wie mir schien wissenschaftlichen Fachlichkeit und Sachlichkeit zu bringen, aber zu Semesterschluß war es soweit, daß die Juden, die es ja auch unmittelbarer anging, als die hartnäckigeren die Germanen fast völlig aus dem Felde geschlagen hatten.

Der Kampf wurde in dem barackenartigen Lesesaal der Studentenschaft, also sozusagen hinter den Kulissen, mit plumpen oder spitzen Federn endlos und unentschieden weitergeführt: Kampf um die Anschaffung von Journalen und Zeitschriften. Was habe ich in diesem raschelnden Blätterwald nicht alles, ohne mich aber der einen oder andern Partei zu verschreiben, während Pausen und Zwischenstunden durchstöbert und überflogen.

Dagegen herrschte das Teutschtum unbestritten in den Hörsälen des Germanisten Roethe, der die unverwüstliche Vitalität seiner Rasse urkräftig und ungehemmt zur Geltung brachte und als alter Korpsbruder — das mußte er doch wohl sein — gegen den Zeitgeist vom Leder zog. Warum muss denn jeder lesen und schreiben können?, hörte man halb belustigt aus seinem Munde. Und warum sollen Mädchen studieren? Es waren denn auch keine im dicht gedrängten Auditorium zu entdecken; er soll sie dadurch weggeschreckt haben, daß er — um Exempel brauchte er in Übungen zur mittelalterlichen Literatur nicht verlegen zu sein — unanständige Stellen unterm Deckmantel der Wissenschaftlichkeit breittrat.

Vom germanischen Mittelalter zum germanischen Altertum: Der Basler Andreas Häusler, faszinierende, stattliche Erscheinung, wirkte trotz seines schwarzen Bartes wie ein Germane, etwa aus dem Gestaltenkreis Ibsens, über den er übrigens auch dozierte. Dort oben im dämmernden Norden war die Geistesheimat dieses Baslers, der nicht wie seine Mitbürger Paris zugetan war, im Gegenteil späterhin die Franzosenfeindlichkeit skurril überspitzte. Seine eigene Theorie der deutschen Verslehre, mit sonor skandierten Beispielen vorgetragen, vergegenwärtigte eindrucklich die archaische Welt der Edda mit ihren Göttern, Halbgöttern, Helden, Unholden und die der Nibelungen.

Ich bin der Germanistik zum Trotz nie ein Germanenschwärmer geworden. Italien lag mir — nicht nur geographisch — näher als der Teutoburgerwald oder Island. Und höchstens als H. St. Chamberlains geistvolle, aber fragwürdige «Grundlagen des 19. Jahrhunderts» alle Welt faszinierten, erhob sich in mir die Frage nach der Superiorität der «Blonden», zu denen ich übrigens kaum gehörte. Und ich blieb weit entfernt davon, mir darüber graue Haare wachsen zu lassen. Sogar mein Halblandsmann Jakob Schaffner, den ich später in seiner Berliner Behausung aufsuchte, gab sich als reinrassiger «Kelte» aus, ehe er sich von der Naziideologie leider mitreißen ließ.

Und auch mein Freund Max Geilinger konnte trotz der Mutter von der Waterkant seine Braunäugigkeit und -haarigkeit nicht verleugnen. Aber er war ein Kenner aller deutschen Belange und erschloß sie mir wie keiner. Mit be-

bender Wehmut sagte er auf plattdeutsch die Twee Königskinder her, wenn wir der Kielerförde abendlich entlang wanderten, und war vom Brocken und von der Wartburg nicht wegzubringen. Ein christlicher Germane zwar, sogar ein Kirchgänger, aber sein Herz schlug für seinen Dramenhelden Widukind, nicht für dessen Gegenspieler, den «Sachsenschlächter» Carolus Magnus, der als eine Art Schutzpatron vom Großmünsterturm auf Zürich herabblickt und dem ich meinen zweiten Vornamen Karl mindestens indirekt verdanke.

Alles in allem war ich aber deutschfreundlich, schon aus sprachlichen Gründen, und erhoffte, daß diese Sprache zum Instrument der dichterischen und geistigen Weltführung werden möchte.

Man lobt mit Recht die frische, belebende Luft Berlins. Frisch und belebend empfand ich auch das Wehen des Zeitgeistes. Er blies zwar launisch bald von da, bald von dorthier, umschlagend und Wirbel bildend, und führte neben befruchtenden Keimen auch eine Menge Staub und Sand. Aber es war eine Lust, zu leben und von Sorgen unbeschwert mit Zwanzig zukunftsgläubig zu sein. Was drang nicht alles täglich auf einen ein von diesem Wehen. Sich ihm auszusetzen, darzubieten, es einzufangen; um nichts so sehr als hierum war es mir zu tun.

Über Bücher, Theater, Vorträge hinaus, die jedem zugänglich sind, war ich aber begierig auf persönliche Fühlung. Hans Carossa schildert seine Ankunft in München als junger Student mit dem Humor über seine ländliche Naivität im «Jahr der schönen Täuschungen». Welcher andere Lebensmoment wäre geeigneter, so genannt zu werden? Seine autobiographischen Bücher sind von kaum übertroffenem Reiz wohl nicht zuletzt auch, weil sie Wahrheit *und* Dichtung sind. Er verdichtet wohl die Wahrheit, wenn er gleich am Ankunftsstag als Zeitungsleser im Kaffeehaus in den aufwühlenden Strudel neuer Losungen und Richtungen gerät und den Lyriker entdeckt, der mit seinen stürmischen, keuchenden, flammenden Rhythmen die Dynamik und das Wesen des damaligen modernen Deutschlands einfängt wie keiner: Richard Dehmel.

Ganz so wurde er auch mir ein, zwei Jahre später zum jugendlichen Erlebnis. Von wogenden Jugendstillinien umrahmt, ruft das weiße Titelblatt seiner Ausgewählten Gedichte dazu auf, das Leben an die Brust zu drücken: «Hinein, hinein mit blinden Händen. . . » Und man durfte dem verwegenen wipkingenhaften Haupt des Dichters, wie Peter Behrens' Zeichnung es voranstellte, glauben, daß er sich den Sturm des Lebens um das bärtige Kinn und die narbige Stirn blasen lasse. Daß dies Bändchen mein Vademecum wurde, dafür zeugt, wie abgegriffen es jetzt in meiner Bücherei steht; als eine Quintessenz liebe ich es heute aller eigenen Kritik zum Trotz kaum minder. Schlackenhaft ist es wie alle vulkanischen Feuer, eruptiv und unbändig, salopp auch und kraß im Ungeschmack jener alles an sich reißen, nichts ausscheidenden Zeit, aber durch seine elementare, herrliche Wucht überdauert es sie.

Ich habe den Bewunderten nie getroffen. Zürich empfing ihn, als ich ab-

wesend war. Aber ich habe ihm wohl meinen «Odysseus», den ich mir immer vorstellte wie jenes Bild von Peter Behrens, und meine Zeitgedichte «Aus der Brandung» zugesandt, und er hat mir daraufhin seine Kriegsgedichte mit der Widmung «Dem Friedenskämpfer Robert Faesi» zugehen lassen. Später lernte ich in Hamburg sein Haus und seine Witwe kennen, Frau Isi — die für ihn so schicksalhaft geworden ist und für seinen Antipoden George so folgenlos —, und der man glaubte, daß die anspruchsvolle Zweimenschendichtung von ihr inspiriert wurde.

War Dehmel mein Leibpoet, so gleichzeitig Fritz Mauthner der Lehrmeister meiner Denkfähigkeit. Wochenlang hatte ich mir ein gehöriges tägliches Pensum der drei schweren Bände seiner «Kritik der Sprache» vorgeschrieben und arbeitete es vor dem späten Mittagmahl durch, bis der Kopf versagte. Die These von der Unfähigkeit der Sprache, die er ein Wörterbuch verblaßter Metaphern nannte, zu Zwecken der Erkenntnis mit äußerster Schärfe durchgeführt zu haben, macht die Bedeutung des Werkes aus. Wie immer man es heute einschätze, mich hat es gegen die Verführung des Wortes immun gemacht.

Seiner ganzen Wesensart nach gehört Mauthner zu dem Typus des Skeptikers, der mit seiner Desillusionierung unhaltbar gewordener Ideale und entleerter Konventionen immer wieder eine notwendige Funktion ausübt und sogar seine pathetische Würde haben kann, wie damals Ibsen oder, soweit er Verneiner war, Nietzsche.

Ich hatte mir Mauthner unwillkürlich als gestrengen, würdigen und wuchtigen Gelehrten vorgestellt, aber als ich ihn durch Helene Schwarz kennen lernte, hatte ich einem beweglichen und munter witzigen Herrn Rede zu stehen, der etwa so aussah, als hätte sich ein alter, pffiffiger Kleiderjude ohne den Bart abzulegen in Mephisto verwandelt. Und es ist ja ganz in der Ordnung so, gab ich zu, als ich seine geistige Physiognomie besser überblicken konnte.

Zu ihr gehörte, als Betätigung seiner entlarvenden Spottlust, auch das Talent der Travestie «Nach berühmten Mustern». Er parodierte die Götter und Götzen des poetischen Parnasses, für die es an der Zeit war, neueren den Platz zu räumen: die Sentimentalitäten und Scheinnaivitäten etwa in Berthold Auerbachs «Taufrischer Amme», vor allem aber die «Germanitäten» von Gustav Freytag bis Richard Wagner, wogegen er vor Gottfried Keller aus Verehrung haltmachte. Als gelegentlicher Parodist habe ich selber von ihm gelernt, und was ich Geistern seiner Art — später etwa Shaw — für eine Berechtigung zuschreibe, in einem Gedicht «Dem Spott sein Recht» zum Ausdruck gebracht.

Auch auf die kecke Legierung von Berlinerwitz und jüdischer Kritiklust bei Alfred Kerr könnten sich diese Verse beziehen. Neben dem faustischen Dehmel und dem mephistophelischen Mauthner, also neben meinem Leibdichter und meinem Denkmeister stand Kerr als mein Theaterkritiker.

Ich empfand ihn ganz und gar — im Positiven wie im Fraglichen — als

das Kind seiner Generation. In eben jenen Jahren stieg er zum führenden Mann der Theaterkritik auf. Man stürzte sich auf den «Roten Tag» (die Ausgabe seines Organs mit dem roten Titelkopf), wenn man von einer Aufführung — etwa der «Rose Berndt» oder Gorkis «Nachtasyl» oder Wedekinds «Kammersänger» kam. Das Theater stand in voller Blüte: große Regisseure, Mimen, aber auch Dichter wirkten zusammen.

Ich habe Kerr erst nach Jahren in Berlin kennengelernt; mich zu kritisieren fehlte ihm die — zu erhoffende, zu befürchtende — Gelegenheit, und wenn mein Name dennoch in seinen Schriften vorkommt, so als lakonische Bemerkung aus Zürich: «Faesi verweist.» Ich hatte mich seiner Erinnerung wohl durch einen Essay «Kerr, Kunst, Kritik» vorteilhaft eingepägt, den ich nach seinem Tod für die «Neue Rundschau» verwerten konnte, ohne von meiner Auffassung und Einschätzung viel Abstriche zu machen. Und als altes, zierliches Männchen, das sich bolzgerade hielt, als sei es geschnitzt, stand er 1947 am Kongreß neben andern Penclubgästen im Abendschein auf meiner Gartenterrasse und ließ enthusiastisch seine hellen, weit aufgerissenen Augen über den See schweifen.

Ich suchte in Berlin wie gesagt den Gegensatz und die Ergänzung zur Stadt der Väter. Es war mir die Stadt der Avantgardisten, der «Zukünftler». Ging es dort um Bindung, so hier um Freiheit. Ihr Atem war überall belebend zu spüren; sie hatte sogar so etwas wie ein allerdings forsches Pathos. Und ging es dort um Überlieferung, so hier um Neubeginn. Darum ging es zwar recht besehen seit 1789 immer wieder, aber man schien sich der Ironie nicht bewußt zu sein, daß die Revolution um der Freiheit willen bereits auch so etwas wie Tradition geworden war. Das häßliche Wort Emanzipation war zwar verbraucht, aber man emanzipierte sich immer noch. Ein «Junges Deutschland» hatte es längst gegeben, aber Heines Geist geisterte auch noch über die Bismarckzeit hinaus. Neuerdings proklamierte man einen Jugendstil, aber er war doch kaum ein ebenbürtiger Ausdruck für den Schwung der Jugendlichkeit und die Macht der Verjüngung, unter deren Stern meine neue Welt stand.

Hemmungslos lebten Talente und Triebe sich aus. Ausleben war, aus Nietzsche leichtfertig übernommen, ein Losungswort, Individualismus die Signatur und das Ideal, das auch mir vorschwebte. «In Freiheit und unter eigener Verantwortung»: dieses Credo der die Schranken bürgerlicher Konvention sprengenden Ibsengestalten geisterte in den Köpfen und Gliedern, wenn auch mehr aus Freiheitstrieb als aus Verantwortlichkeit. Jeder versuchte, soweit das möglich war, sein Leben auf eigne Faust zu führen.

So wimmelte es von wunderlichen Erscheinungen beiderlei Geschlechts, von Experimenten der Lebenshaltungen und -gestaltungen, selbst von Ansätzen solch selbstgewillter Individualisten, sich zu neuartigen Symbiosen zusammenzufinden. Irgendwo am Rande Berlins, in Schmargendorf oder Groß-

lichterfelde, existierte die «Neue Gemeinschaft». Nicht mit sachlicher Deutlichkeit, aber mit impressionistischer Intensität steht mir eine Feier dort im Freien unter wehenden Kiefern vor Augen. Eine bunte Blumenfülle an lichtem Mainachmittag, Frauengestalten in leuchtenden Gewändern — es fehlte nur das Weinlaub im Haar —, freie Rhythmen leicht extatisch ins Freie verklingend. Das gewollte Gegenteil einer protestantisch steifen, grauen Leichenfeier. Doch eine Leichenfeier war es: für Peter Hille, den Vaganten und Sänger des Waldesrauschens und der Mädchensehnsüchte, den einsamen oder zweisamen alten Wandervogel.

Als die «bunte Kuh» wird im «Zarathustra» die Großstadt verspottet. Auf keine hätte der Hohn schärfer zugetroffen als auf das damalige Berlin mit seinem buntscheckigen, widerspruchsvollen, fast chaotischen Durcheinander von Formexperimenten.

Erst recht paßte «bunte Kuh» auf ein Warenhaus, diese Großstadtausgeburt. Von «Wertheim» war jeder Wert heimzutragen, wohlfeil und in Aufmachung nach jedem Geschmack. Und wie desorientiert der meinige noch war, dafür zeugte das Wandkästchen, das ich zu Weihnachten heimbrachte (mit seinem sinnlosen Arrangement von gedrehten Säulchen, Galerien, Geländerchen). Lange blieb sein Anblick mir ein Vorwurf. So auch der eines Zürcher Neubaues mit seinen gipsernen Ornamentorgien; das Ungeheuer steht heute noch, und zur Strafe muß ich drin meinem Zahnarzt herhalten.

Und heute noch stehen sie, soweit ungebomt, alle die Geschmacksgruel. Die Architekten müssen ihre Sünden büßen, aber freilich die Bewohnerschaft mit ihnen, denn sie ragen als öffentliche Denkmäler der Schande unumgebar und nicht zu verheimlichen, während Bücher, Bilder, Nippsachen und sogar Möbel laut- und spurlos verschwunden sind. Wohl den Erbauern, daß nicht ihre Signatur auf dem Eckstein ihren Namen preisgibt, die Hunde hätten alles Recht, an ihnen das Bein zu heben. Wäre ich, wie es mich als Jüngling eine Weile lockte, Architekt geworden, mir wäre so wenig wie jedem andern erspart geblieben, vor meinen Mißgebilden zu erröten. Die Baukunst ist mit gutem Recht anonym, als ein Ausdruck einer ganzen Zeit, als Ergebnis einer geschlossenen Kulturgemeinschaft. Darum ist sie nie dermaßen entartet wie in der Zeit des unbeschränkten Individualismus.

Zu den damaligen Befreiungen gehörte auch die des Leibes, ja sie hat sich am allgemeinsten und erfreulichsten ausgewirkt, nämlich in der Versportlichung immer breiterer Schichten. Der geistigen Vision des ästhetischen, gesunden, harmonischen Menschen, die auf das griechische Ideal und Beispiel zurückgriff, erstand in Isidora Duncan die erfolgreichste Bahnbrecherin.

Wenn eine, wurde sie zur wirklichen Erneuerin der Tanzkunst. Wie man das Zehenspitzenballett beurteile, um 1900 war sie zum Froufrou von geschlenkerten Beinen entartet und mehr eine Angelegenheit der Pikanterie als der Kunst oder auch nur des Ausdrucksbedürfnisses bewegter Glieder. Wie

die Korsetts mit ihrer Verschnürung begann man nun auch die schwarzen Trikotstrümpfe abzuwerfen. Es brauchte aber doch die echte Naivität — dies Wort im eigentlichen Sinn von Unmittelbarkeit, Ursprünglichkeit genommen — der nicht eben gut gebauten jungen Amerikanerin, in griechischen Schleiern und Faltenwürfen nacktbeinig Europa zu erobern. Diese Unbekümmertheit um die Umwelt trat am drastischsten zutage, als sie später ihren Siegeszug durch Athen den Tramschienen zum Trotz durch die banalen modernen Straßen vollzog.

Heut würde sich nicht einmal mehr im Strandbad ein Kopf nach ihr wenden, während damals in Berlin die Herrenwelt mit Feldstechern bewaffnet im Theater zusammenströmte. Wie rasch aber die Sensation salonfähig wurde, erlebte ich in der eleganten Bellevuestraße im Haus des liebenswürdig gescheiterten Kommerzienrates Aschrott, der als Armeelieferant im Siebzigerkrieg in durcharbeiteten Nächten ein Vermögen gemacht hatte, das ihm nun erlaubte, seine Gäste durch vier galonierte Diener empfangen und üppig bewirten zu lassen. Zum Nachtschisch bot eine Nichte seiner distinguierten Haushälterin duncansche Barfußtänze.

Es war eine geistige Jahreszeit, in der die steilen Gewächse des Prophetismus aufschossen und wucherten. Sogar im nüchternen Zürich und rings um den See, nur daß sie dort meinem Blick entgingen, siedelten sich immer neue Heilsverkünder und sektiererische Konventikel mit vegetarischem, theosophischem, parsischem oder indischem Einschlag an. Eine wahre Geistesspeisekarte entfaltete sich, für jeden individuellen Geschmack, jedes seelische Bedürfnis, meist billig und mundgerecht, aber in anspruchsvoller Aufmachung serviert. Was gab es nicht alles, ja was gab es *nicht*. So etwa seit dem Durchbruch des «Modernen» um 1890, als Gerhart Hauptmann schon mit psychiatrischem Spürsinn, doch zugleich selber von der Welle euphorischer Zukunftsgläubigkeit gepackt dem «Apostel» auf seiner Wanderung über den Zürichberg folgte und seine Entzückungen und Heilserwartungen festhielt. Prophetentum und Pathologie — seltsame Nachbarschaft! Überm Walensee in Amden hauste so etwas wie eine Kolonie von Reformmenschen und Zukünftlern, zu denen eine Zeitlang der Zeichner Fidus gehörte, dessen nackte Jünglinge und Mädchen ätherberauscht in Jugendstilschwüngen von Gipfel zu Gipfel schweben.

Höhenmenschen! So hieß die gemeinsame Parole für den wild gewordenen Individualismus der Anspruchsvollen, von denen aber natürlich jeder ein singulares Menschheitsereignis und eine Sonderoffenbarung des Weltgeistes zu sein beanspruchte.

Aber auch auf solchen Gratwanderungen konnte man sich in den Weg kommen. Ein drastisches Beispiel dafür, wie für das ganze verstiegene Treiben: Es scheint von Amden ausgegangen zu sein, aber es war in Berlin, wo ich dem Propheten persönlich begegnete. Seine Mutter soll unter dem Pseudonym

Helvetia Gedichte veröffentlicht haben. Er hieß Klein. Welche Ironie des Schicksals, angesichts dieses großgewachsenen, schönen, noch jugendlichen Idealtypus des Germanen mit gepflegtem, rotblondem Bart — und in Anbetracht seines Anspruchs ganz anders zu heißen. Betrüger oder Selbstbetrüger? Herr Klein wird seinem Größenwahn wahrscheinlich etwas nachgeholfen haben, denn eine Kleinigkeit war es immerhin nicht, sich auszugeben oder gar sich zu halten für sage und schreibe: Christus-Apollo.

Die Idee der synthetischen Versöhnung des antiken Heidentums und der christlichen Welt im «Dritten Reich» spukte und rumorte schon seit langem in vielen Köpfen, und nicht den schlechtesten — man denke an Ibsens Kaiser-Julian-Drama, an Klingers berühmtes Bild Christus im Olymp. Und das Sonett auf Venus-Madonna («Du, keusche Venus, reizende Madonna» schließt es) war mir schon aus meinem Dehmelbrevier vertraut.

Unser Prophet zog alle Konsequenzen: als Christus-Apollo war er sich doch — unbeschadet der lukrativen Anbetung, die, wie in ähnlichen Fällen immer zu erwarten, ältere Damen ihm zollten — die komplementäre weibliche Wesenheit zum idealen Zweimenschentum schuldig, eben die Venus-Madonna. Auf der Suche nach ihr hatte er auch meine Freundin Helene Schwarz auf ihre allfällige Eignung hin ins Auge gefaßt; ihr Humor mag ihm aber nicht ganz geheuer gewesen sein, und unter vier Augen hatten wir einen Hauptspaß an ihrer unfreiwilligen Kandidatur.

Ich weiß nicht, ob er die echte Venus-Madonna gefunden hat, bevor seine Selbstinthronisierung angefochten wurde. Ein anderer, ausgerechnet sein Bruder, hatte nämlich auch eine große Idee ausgeheckt, und zwar ebendieselbe. Zwei Christusse-Apollos waren (schon die Schwierigkeit der Pluralbildung deutet es an) des Guten zuviel, und so sollen sich die Brüder gegenseitig als größtenwahnsinnig ins Irrenhaus zu stecken versucht haben. Die Geschichte ist fast, um auch tatsächlich wahr zu sein, innerlich zu wahr. Aber soviel galt sicher auch hier: Propheten stehen, so hoch sie's im Kopf haben und den Kopf tragen, auf schwachen Füßen.

Ein Prophet hat freilich jene Zeit überdauert, und auf diesen echten Höhenwanderer, der sich tragisch verstieg, gehen wohl direkt oder indirekt so viele tragikomische oder komische Verstiegenheiten zurück. Nietzsches geistigen Kosmos als Ganzen hatte man damals noch kaum verarbeitet, und selber machte ich mich hinter seine zeitkritische Prosa leider zu spät, dann erst erkennend, welche Massen von Gedankengut, ja von ganzen Büchern die Ausbeute seiner Schächte waren.

Aber den «Zarathustra» glaubte ich mir schon damals schuldig zu sein, und so offenbar auch die harmlose junge Finnländerin, der ich daraus vorlas. «Wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht.» — Nein, derlei bekam in meinem Mund einen lächerlichen Klang angesichts des anmutigen, sanftblonden Wesens, und wenn ich ehrlich sein wollte, war es mir eigentlich mehr

um dieses zu tun als um den Propheten. Selber den Propheten zu spielen, auch nur im Duodezformat, war nie mein Ehrgeiz, eher schon eine Komödie falschen Prophetentums zu schreiben und spielen zu lassen; ich habe es viel später in meinem «Magier» versucht. (Nur daß dieser sich, wie sein Modell, modernerer Mittel bedient, wie der Astrologie, der Psychoanalyse, des Yoga.)

Berlin wimmelte von Experimenten und Exzentrizitäten. Verfiel ich ihnen nicht selber, so war es doch nach drei Semestern für mich an der Zeit, von den kulturellen Verstiegenheiten hinabzusteigen zum nüchternen Fachstudium und von den Propheten zu den Profaxen.

Vorabdruck aus Robert Faesis Erinnerungen, die unter dem Titel «Erlebnisse — Ergebnisse» im kommenden Frühjahr im Atlantis-Verlag in Buchform erscheinen werden.

In die Welt zu gehen ist deswegen für einen Schriftsteller nötig, nicht sowohl damit er viele Situationen sehe, sondern selbst in viele komme.

G. Chr. Lichtenberg